

Kriegsende und Neubeginn in Herzogenaurach 1944/45*

von

Klaus-Peter Gäbelein

Es war Montagmorgen, der 16. April 1945. Ein grauer Aprilhimmel hing über Herzogenaurach. Über die Stadt war seit Samstag, 14. April, ein Ausgangsverbot für die Bürger verhängt worden. Die Amerikaner sollten sich aus Richtung Neustadt/Aisch der Stadt nähern. Es herrschte angespannte Ruhe, gerade einmal 14 Tage, nachdem man den Weißen Sonntag bei Fliegeralarm und der Bombardierung Nürnbergs erlebt hatte. Am Eichenbrünnlein, seit dem 1. Mai 1933 in ‚Adolf Hitler Brunnen‘ umbenannt, hatte man ebenso wie in der Würzburger Straße in Höhe der damaligen Maschinenfabrik Weiler auf die Schnelle noch je eine Panzersperre errichtet. Man hatte die Straße aufgegraben und Baumstämme quer gelegt, um die US-Militärkolonnen aufzuhalten.

Eben an jenem Morgen war *Liesl Fritz* auf dem Weg von ihrer Wohnung zum Milchgeschäft, um für ihre beiden Kinder Milch zu holen. Frau *Fritz*, eine gebürtige Bambergerin, war vor dem Krieg mit ihren Eltern nach den USA ausgewandert. Da sich ihr Mann während des Krieges in Deutschland aufhielt, war sie ihm bei Kriegsende nachgereist. Über Spanien, dem französischen Le Havre und Saarbrücken war sie mit dem vorletzten Schiff, das aus den USA auslaufen durfte und auf dem sich nur Frauen und Kinder befanden, aus den Staaten ausgewandert. Mit ihrer vierjährigen Tochter und dem zwei Jahre alten Sohn hatte sie in Herzogenaurach eine Bleibe gefunden.

Als *Liesl Fritz-Christgau* also mit ihrem Milchtopf unterwegs war, kam im Steinweg ihr Onkel auf sie zu. Er war in Begleitung eines ihr unbekanntes Mannes. (Es war der frühere und spätere Bürgermeister *Dr. Valentin Fröhlich*). „Liesl, du musst mit, die Amerikaner kommen“, lautete die Aufforderung des Onkels, der wusste, dass die *Liesl* eine der wenigen HerzogenauracherInnen war, welche

die englische Sprache beherrschte. „Ich kann nicht mit, meine Kinder warten doch auf mich“, war ihre Antwort. Doch die beiden Männer ließen sie nicht mehr los, weil sie die junge Frau zum Dolmetschen brauchten. Frau *Fritz-Christgau* erzählte mir vor zehn Jahren: „Wir sind dann vom Steinweg rauf in den Hernbuch, da haben die Leute an den Fenstern gestanden und haben gerufen: ‚Geht zurück, die Amerikaner kommen beim Weiler‘.“ Daraufhin gingen die Drei über die Goethestraße zur Würzburger Straße, wo sie auch schon die ersten Panzer sahen.

Auf dem Panzer

Als sich die Maschinengewehre und die Panzerrohre drohend auf Frau *Fritz-Christgau* richteten und die Amerikaner immer näher rollten, forderte die ‚Amerikaner-Liesl‘, wie Frau *Fritz* später von den Herzogenaurachern genannt wurde, die US-Soldaten auf: „Halt, don't shoot!“ (Halt, nicht schießen!). Nach ihrer Auskunft haben sie geantwortet: „Okay“, und die *Liesl* hat mir weiter erzählt: „Dann habe ich mich auf den Panzer setzen müssen. ... und dann macht der im Panzer die Luke auf und schaut rauf zu mir und ich sag' zu ihm: ‚Oh, you must need a shave! (Du solltest dich einmal wieder rasieren!) Die Reaktion des Amerikaners: ‚Damned, that's a Yankee!‘ (Verdammt, ein Yankee! (Spitzname für die Einwanderer in den Neu-England Staaten)). Als die *Liesl* später gefragt wurde, woher sie denn aus den USA käme, antwortete sie: „Aus New York City“. Von diesem Augenblick an hatte sie bei den Amerikanern nur noch den Spitznamen ‚die New York‘. Die ‚New York‘ sollte in den kommenden Wochen und Monaten noch häufig benötigt werden, denn in US-Kreisen waren nur wenige deutschsprachige Offiziere; es waren vor allem aus Deutschland emigrierte Juden, die ab 1933 ausgewandert waren.

Die Übergabe der Lazarette

Frau *Fritz-Christgau* schilderte weiter, dass sie mit den drei Panzern und einigen Jeeps bis in Höhe des Würzburger Tors gefahren ist. Hier erfolgte zusammen mit *Dr. Fröhlich* und *Dr. Kuno* die Übergabe der Stadt. Über den Marktplatz ist sie dann mit den neuen Machthabern zum Kirchenplatz gefahren, weil sich hier ein Lazarett befand, das die Amerikaner zuerst in Beschlag genommen haben. Da die Bettenkapazität im Liebfrauenhaus, dem eigentlichen Lazarett, nicht mehr ausgereicht hatte, waren Kranke und Verwundete in das Mädchenschulhaus am Kirchenplatz verlegt worden.

Die auf diese Weise ernannte Herzogenauracher ‚Chef-Dolmetscherin‘ wollte nun vom Kirchenplatz aus zu ihren Kindern gehen, doch die Besatzer verlangten von ihr, dass sie mit ihnen in das andere Hospital, also in das Liebfrauenhaus, fahren müsse. Den ersten neugierigen Bürgern, die sich um die Militärfahrzeuge versammelten, musste sie verdeutlichen, dass diese nach Hause gehen und zum Zeichen der Übergabe weiße Fahnen oder Tücher aus den Fenstern hängen sollten, damit die US-Besatzer sicher gehen konnten, dass sie selbst nicht beschossen würden. Schließlich erzählte mir Frau *Fritz-Christgau*, dass diese US-Soldaten eigentlich nur eine Art Vorhut dargestellt haben. Die regulären US-Truppen kamen erst am nächsten Morgen.

Letzte Schießereien

Am Montag, den 16. April um die Mittagsstunde, standen also die US-Amerikaner im Hof des Liebfrauenhauses. Schwester *Isengardis Pfaffinger*, die ich im hohen Alter von rund 90 Jahren kurz vor ihrem Ableben noch befragen konnte, erzählte mir: „Während *Dr. Valentin Fröhlich* und *Dr. Kuno* sowie *Lehrer Barnickel* die Bevölkerung aufforderten, weiße Tücher zum Zeichen der Kapitulation aus den Fenstern zu hängen, sorgte ein verstaubter, müder US-Sergeant (Feldwebel) für Ruhe und Sicherheit im Haus selbst. Alle Waffen mussten abgegeben werden, was manche der deutschen Soldaten sehr betrückte.

Trotz der verhängten Ausgangssperre schlichen sie in den Garten, versteckten oder vergruben ihre Waffen oder warfen sie in die Aurach.“ Gegenüber dem Lazarett im Burgstaller Wäldchen hatten sich Teile einer SS-Einheit verschanzt. Ein gehfähiger Patient des Lazaretts hatte sich in diese Richtung begeben und war mit der Nachricht zurückgekommen, die SS plane die Rückeroberung Herzogenaurachs. Wie würden die Amerikaner auf diese Nachricht reagieren? Das war die bange Frage bei den Verantwortlichen und den Insassen des Lazaretts.

Am folgenden Vormittag (Dienstag, 17. April) waren die Schwestern mit dem Pfarrer des Liebfrauenhauses, *Kuratus Pezold*, in der Kirche zum Beten. Währenddessen kam es zu einem Feuergefecht zwischen den Amerikanern und der genannten SS-Einheit, die sich jenseits der Aurach verschanzt hatte. Dabei gingen infolge des amerikanischen Kugelhagels Gebäude der Heinrichsmühle und des Galgenhofs in Flammen auf. An der Heinrichsmühle sind übrigens heute noch Einschüsse zu sehen. Als die Amerikaner mit ihren Panzergeschützen auf die SS-Angriffe antworteten, war der letzte Widerstand der versperrten SS-Reste gebrochen.

Die Auflösung des Lazaretts

Großen Ärger gab es noch einmal am Freitag, dem 20. April 1945, im Liebfrauenhaus. Einige Insassen des Lazaretts, meist unverwundete Offiziere, meinten, Hitlers Geburtstag gebührend feiern zu müssen. Nachdem sie sein Bildnis geschmückt hatten, wurden sie von den Amerikanern sofort verhaftet und in ein Gefangenen-Camp nach Bad Kreuznach gebracht.

Nach dem 16. April durften die Schwestern des Liebfrauenhauses die verwundeten und kranken Soldaten noch gesund pflegen. Alle anderen, die nach einigen ärztlichen Untersuchungen für gesund erklärt worden waren, kamen in ein Gefangenenlager. Nur für die Dauergeschädigten und körperlich behinderten Soldaten gab es die Entlassung aus der Wehrmacht. Sie durften zu ihren Familien nach Hause.

Die letzte Abrechnung des Zahlmeisters im Lazarett konnte von den zuständigen Behörden nicht mehr vorgenommen werden. Nach Vereinbarung mit der Wehrkreisaufsicht blieben restliche Wehrmachtsgüter als ‚Pfänder‘ im Liebfrauenhaus, wie z.B. Schreibtische, Stühle, Geschirr, Bettbezüge usw. Alle Abrechnungsunterlagen, Schriftstücke und Krankenblätter mussten nach Aussage von Schwester *Isegardis* nach Berlin geschickt werden. Somit ist uns eine wichtige Informationsquelle für die Bedeutung des Lazaretts, über Verwundete, Verstorbene oder namentlich bedeutende Insassen im Liebfrauenhaus genommen worden.

Da die Regierung von Oberfranken von der Auflösung der Schule im Liebfrauenhaus 1941 nicht unterrichtet worden war, zahlte die Behörde die Gehälter für die drei Lehrer-Schwestern weiter, obwohl diese im Lazarett-dienst als Schreibkräfte eingesetzt worden waren. Schon im September 1945 wurden diese drei Schwestern als ‚Nichtbetroffene‘ entnazifiziert und in der Herzogenaucher Stadtschule, also im Mädchenschulhaus am Kirchenplatz, wieder eingesetzt.

Genau vier Jahre nach seiner Eröffnung wurde das Lazarett am 17. September 1945 geschlossen. Die Schwestern konnten nun sogar wieder an einen eigenen Schulbetrieb denken und erinnerten sich mit Schrecken an die Zeit, als man ihnen nach Kriegsausbruch damit gedroht hatte, das Liebfrauenhaus zu einer Ordensburg umzugestalten.

Die Zahl der Kriegswaisen, der Halbwaisen und der Flüchtlingskinder, die hier unterkommen mussten, stieg bis zum Jahresbeginn 1946 auf ca. 240. Für sie galt es in der Folge Schulmöbel, Kleidung und Nahrung zu besorgen und ihnen die Angst vor Fliegerangriffen, Bombenexplosionen und Kriegsgräuel zu nehmen.

Vom Volkssturm und dem Versuch, die Stadt zu retten

Die Menschen in der Stadt waren verängstigt und vor allem verunsichert. Die Hoffnung auf den Endsieg hatten die meisten Herzogenaucher sowieso schon längst aufgegeben,

der Glaube an die Wunderwaffen war den Bildern der Realität gewichen, und das waren die amerikanischen Panzer. Manche Unverbesserliche faselten vom Werwolf und von der Alpenfestung, was immer das auch sein möge und bringen würde.

257 Herzogenaucher starben im Krieg, und 141 Väter, Söhne und Brüder mussten nach dem Krieg als vermisst erklärt werden. Wofür das alles?, so fragten sich viele Herzogenaucher. Wozu hatte man noch kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner die beiden Aurach-Brücken gesprengt? Wozu war der Volkssturm noch am 14. April aufgerufen worden, den Feind zurückzuwerfen?

Hierzu einige Einzelheiten: Am Sonntag, dem 15. April, hatten heftige Explosionen die Stadt erschüttert. Von der Parteileitung hatte Feuerwehrrkommandant *Korbinian Westner* den Befehl erhalten, mit Männern, die am Flugplatz stationiert waren, die Steinerne Brücke und die Aurachbrücke in der Eisenbahnstraße zu sprengen, um die US-Truppen am Vormarsch zu hindern.

Dabei waren nicht nur die Brücken entweder ganz (die Steinerne Brücke) oder teilweise (die Eisenbahnbrücke) zerstört worden; auch zahlreiche Fensterscheiben waren zu Bruch gegangen. Was noch schlimmer war, es hatte auch zwei schwer Verletzte gegeben.

War alles verloren?

Wenige Tage vor der Besetzung hatte eine Gruppe verantwortungsbewusster Männer um den Steinmetz und Bildhauer *Hans Gast*, *Hans Schürr* von der Stadtverwaltung und den 1933 abgesetzten Bürgermeister von der BVP *Dr. Valentin Fröhlich* versucht, Herzogenauch zur sogenannten ‚Lazarettstadt‘ erklären zu lassen. Das hätte zur Folge gehabt, dass die Stadt im Ernstfall nicht beschossen, sondern kampflos übergeben worden wäre. Zu dieser Gruppe ‚der Verschwörer‘ in den Augen der überzeugten Herzogenaucher Nazi-Größen gehörten auch der stellvertretende Bürgermeister *August Wirth*, der Oberlehrer *Barnickel* und der Kaufmann *Georg Kummert*. NSDAP-Ortsgruppenleiter *Sehring* ließ die ‚Verschwörer‘ im Bürgermeisterzim-

mer zunächst verhaften. *Dr. Fröhlich* war der Verhaftung entgangen, weil er bei dem Gespräch im Bürgermeisterzimmer nicht zugegen gewesen war; *Schürr* und *Wirth* blieben bis zum folgenden Samstag (14. April) in Haft und wurden nur deswegen entlassen, weil für die Stadt Panzeralarm gegeben worden war. Sie wurden als „Fahnenbeschmutzer“ titulierte und aus der Partei ausgeschlossen.

Glücklicherweise war somit die geplante ‚Befreiung‘ Herzogenaaurachs durch die sogenannte ‚Verschwörergruppe‘ in den letzten Kriegstagen ohne Blutvergießen und ohne längere Inhaftierungen über die Bühne gegangen.

Mittlerweile hatte *Dr. Fröhlich* die eingangs erwähnte SS-Einheit dazu bewegen können, sich jenseits der Aurach zurück zu ziehen. Die Schwarz Uniformierten hatten sich anfangs entlang einer Linie Lenzenmühle – Vogelherd – Welkenbach – Hohes Kreuz – Beutelsdorf zur Abwehr der Amerikaner aufgestellt. Auf diese Weise blieb der Stadt und den Ortsteilen ein größeres Feuergefecht mit den anrückenden US-Truppen erspart.

Auch der am Sonntag, 15. April 1945, ausgerückte Herzogenaauracher Volkssturm kam glücklicherweise ungeschoren davon. 16-Jährige, eine Handvoll über 60-Jährige (mit dem Wahlspruch: „Wir alten Affen sind des Führers letzte Waffen!“), einige Rekonvaleszenten aus dem Liebfrauenhaus-Lazarett sowie einige 14- und 15-Jährige mussten sich in Richtung Erlangen zum Einsatzort Bubenreuth in Bewegung setzen. Auf Veranlassung von *Dr. Kuno* und *Dr. Fröhlich* marschierten die jungen Herzogenaauracher jedoch nicht den Amerikanern in Richtung Fränkische Schweiz entgegen, sondern zogen sich in Richtung Erlanger Burgberg und Rathsberg zurück. Über Tennenlohe und Eltersdorf marschierte man schließlich in Richtung Frauenaaurach und Herzogenaaurach. Zwischen Frauenaaurach und Kriegenbrunn wurden die jungen Herzogenaauracher am Abend (Sonntag, 15. April) von Frauenaauracher Bürgern begrüßt, und zwar mit Eimern voll von Wein. In der Nähe der heutigen Autobahnbrücke über die Aurach hatte man einen Weinkeller geplündert, der dem NS-Außenminister *Ribben-*

trop gehört hatte. Und so kam mancher der Herzogenaauracher Jungen des Volkssturms ungewollt zu seinem ersten Rausch. Einer von ihnen, der später seinem Vater in der Sportartikelbranche nachfolgte, soll im Rausch gestürzt sein und sich dabei blutende Gesichtsverletzungen zugezogen haben. Als er Blut verkrustet zu Hause ankam, glaubten die Familienangehörigen, dass er einen Gefechtwechsel – zum Glück lebend – überstanden habe.

Am Anfang stand das Ausgehverbot

Während mancher noch immer an den Endsieg glaubte, fuhren immer mehr verstaubte grüne Geländewagen und Panzer mit dem weißen Stern in die Aurachstadt ein. Am Postplatz, dem früheren Königsplatz, standen sie, ihre Rohre drohend auf Passanten und Wohngebäude gerichtet. Und während die Frauen und die älteren männlichen Einwohner verängstigt hinter den Gardinen hervor lugten oder das Spektakel aus der Ferne beobachteten, dauerte es nicht lange, bis einige vorwitzige Kinder und Jugendliche erste Kontakte zu den ‚Eroberern‘ herstellten. Man kletterte sogar auf die Fahrzeuge, wagte einen Blick in das Innere und auf die Armaturen der Fahrzeuge und versuchte mehr schlecht als recht erste Gespräche zu führen.

Die meisten Herzogenaauracher staunten damals über ‚kohlrabenschwarze‘ US-Soldaten, denn die wenigsten hatten jemals einen ‚echten Neger‘ gesehen mit schneeweißen Zähnen und hellen Handflächen! Und während die Erwachsenen all das ängstlich verfolgten, schoben schon die ersten Schulkinder ‚spearmint gum‘ zwischen die Zähne – für rechts gescheitelte Hitlerjungen eine als dekadent verschrieene – aber wohlschmeckende – amerikanische Kaumasse.

Herzogenaaurachs schönste und beste Bürgerhäuser mussten noch am Tag des Einmarsches für die Offiziere und Unteroffiziere der Besatzer geräumt werden. Den Amerikanern war nur das Beste gut genug und das bedeutete, dass nur jene Bürgerhäuser beschlagnahmt wurden, die über fließend Wasser und Spültoiletten verfügten. Und das war gar nicht

so einfach, schließlich hatte man erst im Sommer 1933 mit dem Bau einer Wasserleitung und der Versorgung der Haushalte mit fließendem Wasser begonnen; während des Krieges war dieses Bauvorhaben verständlicherweise ins Stocken geraten. So lagen die ‚besseren‘ Amerikaner denn in den Herzogenauracher Gaststätten und in den wenigen Villen, die über Wasserleitungen verfügten, sowie verständlicherweise in den strategisch wichtigen Gebäuden, wie im Postamt und im Bahnhof. Die Mannschaften wurden in den Fabrikgebäuden der Schuhfabriken und in der Maschinenfabrik Weiler sowie im benachbarten Volkshaus in der Würzburger Straße untergebracht. In der Folge wurde auch der Fliegerhorst besetzt.

Die Besatzer erließen zunächst Ausgangsbeschränkungen für die Zeit zwischen 21 Uhr und 6 Uhr. Außerdem musste jedermann vom Einbruch der Dämmerung (30 Minuten nach Sonnenuntergang) bis zum Morgengrauen (30 Minuten vor Sonnenaufgang) sämtliche Lichtquellen verdunkeln. Die Amerikaner hatten sich bekanntlich zum Ziel gesetzt, Nürnberg, die Stadt der Reichsparteitage, bis zu ‚Führers Geburtstag‘ eingenommen zu haben, was letzten Endes auch zwischen dem 17. und 20. April vollständig gelang.

Besondere Angst herrschte in den Reihen der Siegermächte vor deutschen Widerstandsgruppen oder den sogenannten ‚Werwolfeinheiten‘. Außerdem fürchtete man immer wieder deutsche Terror- und Racheakte. Deswegen durchschnitten die US-Soldaten beispielsweise als erstes die Telefonleitungen. Zum Glück hatten versprengte Wehrmachtangehörige beim Herannahen der Amerikaner das Weite gesucht, so dass es nicht mehr zu Feuergefechten zwischen Soldaten beider Armeen kam.

Bei der Durchsuchung der Eckenmühle beschlagnahmten die ‚Amis‘, wie sie in der Folge von den Deutschen genannt wurden, alle Werkzeuge; vor allem hatten sie eine Vorliebe für deutsche Uhren. *Hilde T.*, die in der Eckenmühle geboren und aufgewachsen war, erinnert sich, dass auch ein Familien eigenes Radio schnell und ohne Diskussion den Besitzer gewechselt hat.

Die heute 82-jährige Müllerstochter schmunzelt noch immer, wenn sie erzählt, dass sich die Amerikaner anfangs auf der Mühle tagelang nur von frischen Eiern ernährten. Die Angst vor vergifteter deutscher Nahrung saß bei ihnen so tief, dass sie die Eier am liebsten noch ‚Hennen warm‘ ausschlüpfen. Andere Nahrung nahmen sie erst zu sich, wenn die Deutschen vorher gekostet und ‚überlebt‘ hatten.

Andererseits hatten vor allem die deutschen Frauen und Mädchen riesigen Respekt vor den Besatzern. Besonders die farbigen Soldaten mit ihren blitzenden großen Augen und den strahlend weißen Zähnen flößten ihnen großen Respekt ein. Und aus Respekt wurde sogar Angst, nachdem es im Dohnwald zu Übergriffen von GIs auf deutsche Mädchen gekommen war.

Der Neuanfang nach der Katastrophe

Der Post- und Bahnverkehr sowie das Nachrichtenwesen waren kurz nach dem Einmarsch der Amerikaner völlig zusammengebrochen. Da im Reich noch Kriegszustand herrschte, war das öffentliche Leben strengen Beschränkungen unterworfen. *Dr. Valentin Fröhlich*, vor der braunen Revolution Bürgermeister in Herzogenaurach und wegen seiner direkten Äußerungen am 1. Mai 1933 drei Tage später in ‚Schutzhaft‘ genommen und seines Amtes enthoben, war von den Amerikanern unmittelbar nach dem Einmarsch wieder zum Bürgermeister ernannt worden. Auch wenn Officer *Daniel F. Craig* erst am 29. April die offizielle Ernennung aussprach, so hatte *Dr. Fröhlich* die undankbare Aufgabe, das öffentliche Leben in der Stadt aufrecht zu erhalten.

Seine erste, im Stadtarchiv archivierte Anordnung, die öffentlich am Marktplatz angeschlagen und an zahlreichen Stellen der Stadt verkündet worden war, enthielt 16 Punkte, die das Leben in der Stadt regeln sollten. Der erste Punkt der Anordnung kam dem Sicherheitsbedürfnis der Amerikaner entgegen. Es heißt darin: ‚Jedermann muss seinen Pass oder Ausweis wegen der Kontrolle stets bei

sich tragen. Die Bewohner stehen ab und zu in Gruppen zu 3 und mehr Personen beisammen. Es ist verboten. Gerade weibliche Personen meinen, nach Abends 6 Uhr Ausgehrechte zu haben. Wer künftig auf der Straße angetroffen wird, hat zu gewärtigen, am nächste Tage hier zu erscheinen u. die ihm übertragene Arbeit zu verrichten.“

Um die Versorgung mit Nahrungsmitteln und die Ernte im Sommer und im Herbst zu gewährleisten, benötigte man Arbeitskräfte. Deswegen hieß es im Punkt 5 der Anordnung: „Wer meldet sich zur Verrichtung von landwirtschaftlichen Arbeiten bei hiesigen Bauern?“

Zahlreiche Herzogenauracher hatten die Gelegenheit nach dem Einmarsch der US-Streitkräfte genutzt, um sich im Kasernengelände mit notwendigen Dingen einzudecken. Daher verwies *Bürgermeister Fröhlich* darauf (Punkt 9): „Die Flugplatz Plünderung kann für uns verhängnisvoll werden und sich auswirken. Wie weit Haussuchungen in Betracht kommen, muss ich dem amerikanischen Stadtkommandanten überlassen.“

Außerdem benötigten die Besatzer für ihre Einquartierungsmaßnahmen ein Pferdefuhrwerk sowie Fachkräfte wie Sattler und Schreiner.

Da die städtische Infrastruktur nicht nur durch die Besatzer, sondern auch durch viele Hundert Flüchtlinge und Heimatvertriebene belastet war, drohte die städtische Wasserversorgung zusammenzubrechen. Daher untersagte der Bürgermeister bereits jetzt im April das Gießen im Garten.

Acht Herzogenauracher Persönlichkeiten erhielten weiße Armbinden und waren damit als ‚örtlicher Sicherheitsdienst‘ deklariert, der für Ruhe und Ordnung zu sorgen hatte und dessen Anordnungen unbedingt zu folgen war. Im Einvernehmen mit Stadtpfarrer *Ritter* wurde das Gebetläuten auf 17.45 Uhr vorverlegt. Auf diese Weise sollten die auf den Äckern Arbeitenden erfahren, dass sie sich in ihre Wohnungen zu begeben haben.

Besonders begehrt waren in jenen Tagen Handwagen und Fahrräder. Man benötigte sie

für mancherlei Transporte und als schnelles Fortbewegungsmittel; denn Autos waren in der Stadt 1945 Mangelware, und wenn ein Automobil vorhanden war, so mangelte es an Treibstoff. Mit dem Fahrrad fuhr man im Sommer und Herbst viele Kilometer weit, um im heutigen Landkreis, in der benachbarten Fränkischen Schweiz oder im Steigerwald Essbares zu ‚organisieren‘. So war es denn kein Wunder, dass am 18. April das Fahrrad des „amerikanischen Beauftragten nachmittags um 4 Uhr“ gestohlen worden ist. In *Dr. Fröhlichs* Anweisung vom 20. April heißt es lapidar: „Meldung muss ich als Bürgermeister binnen drei Tagen erstatten. ... der Dieb ist zu erschießen.“

Der Dieb wurde (glücklicherweise) nicht gefasst, sodass die angedrohte Erschießung nicht erfolgte.

Die Einwohner müssen sich ein- und unterordnen oder: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!

Während am 20. April die Amerikaner in Nürnberg ihre Siegesparade abhielten, versuchte *Dr. Fröhlich* das Alltagsleben in Herzogenaurach wieder zu normalisieren. Er forderte seine Mitmenschen per Anschlag (Veröffentlichung) auf: „Seien Sie nicht so töricht und machen irgendwelche Schwierigkeiten, wir würden es alle zu büßen haben.“ Gleichzeitig forderte *Dr. Fröhlich*, promovierter Landwirt, Vollblutpolitiker und geradliniger, derber Franke, die Herzogenauracher Bevölkerung auf, auch die Straßennamen wieder ihrer „natürlichen Benennung und Bezeichnung zuzuführen“. „Wer ernste und gute Ratschläge unterbreiten will, der kann dies stets anbringen. Einwurf hier in den Kasten am Rathaus!“, hieß es. Und so verschwanden nach knapp einhalb Jahrzehnten die Namen von Nazi-Größen aus Herzogenaurachs Stadtbild. Aus dem Hans-Schemm-Platz wurde wieder der Marktplatz und auch die Hermann-Göring-Straße (Schürstraße) gehörte ab sofort der Vergangenheit an.

Acht Tage nach dem Einmarsch der Amerikaner wurden weitere US-Truppen in die Stadt verlegt. Alle Herzogenauracher wurden

aufgefordert zu helfen und zu arbeiten, denn, so lautete das Motto von *Dr. Valentin Fröhlich*: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen!

Eine der letzten Amtshandlungen von Bürgermeister *Dr. Fröhlich* galt der Wasser- und Stromversorgung sowie der Wiederaufnahme des Schul- und Unterrichtsbetriebs. Die Hauptlehrer sowie die Schwestern des Liebfrauenhauses beauftragte er, die Vorarbeiten für das Erziehungs- und Unterrichtswesen aufzunehmen. Für die Mädchen und Buben begann nun nach wochenlangem Unterrichtsausfall, nach Stunden und Nächten in einem der Luftschutzkeller im Weihersbach, in der Bamberger Straße oder in der Schürstraße, der Schulbetrieb.

Mit Wirkung vom 30. April 1945 – also noch immer acht Tage vor dem offiziellen Kriegsende – wurde *Dr. Fröhlich* das Amt des Landrats im Landkreis Höchststadt übertragen. Wie es dem Naturell des ersten Nachkriegsbürgermeisters entsprach, ließ er die Landkreisbevölkerung wissen, „dass er nicht nur den berechtigten Wünschen der Besatzungsbehörde gerecht werden, sondern auch die Belange der Bevölkerung in jeder Hinsicht“ vertreten werde. Einmal mehr appellierte er dabei an „Ruhe, Ordnung und Gehorsam der Einwohner des Landkreises“.

Genießt den Krieg, der Frieden wird fürchterlich!

Nach dem offiziellen Kriegsende brach die Versorgung der Bevölkerung hoffnungslos zusammen. Zwar gab es Brot- und Fleischmarken, aber längst hatte der Schwarzmarkt die Stadt und die Gemeinden erobert. Ganz Deutschland versank in einen Zustand mittelalterlicher Tauschwirtschaft. Der Hunger war in den Nachkriegstagen am Schlimmsten. Nur ganz Überzeugte verzichteten auf die Almosen der Amerikaner. Auch wenn nicht alle Bürger der Stadt dem Lockruf von Camel oder Lucky-Strike Zigaretten, dem Wrigleys Spearmint Gum folgten, so übermannte doch viele der Hunger oder der Wunsch nach Genussmitteln. Mancher, einst Dulder, Mitläufer oder Befürworter des braunen Regimes

nahm den US-Kaffeesatz mit nach Hause, weil der so verlockend roch und weil man jahrelang auf Bohnenkaffee hatte verzichten müssen. Nicht alle gaben zu, dass sie im Abfall der Amerikaner Essbares suchten.

Katharina U. war beim Brombeerpflücken in der Mönau unterwegs, als sie auf einen ‚kohlrabenschwarzen‘ US-Soldaten stieß. Vor lauter Schreck und Angst, der GI würde ihr etwas antun, stammelte sie: „Ich Baby derham!“ Darauf entfernte sich der Soldat und kam kurz darauf mit frisch gepflückten Brombeeren zurück, strahlte über das dunkle Gesicht, bleckte die schneeweißen Zähne und gab sie der verdutzten Frau mit den Worten: „For the Baby!“

Andere Herzogenaauracher hatten schlimmere Erlebnisse mit den Amerikanern. Der Arzt *Dr. Walther* übertrat das verhängte Ausgehverbot und wurde prompt deswegen eingesperrt. Solange die Herzogenaauracher um 18 Uhr zu Hause sein mussten, ging unter den Jugendlichen der Satz um: „Geh weg von der Schriet, – geh hamm in dei Bett änd schliep!“

Zahlreiche Zeitzeugen haben erzählt, dass die Kontrollen der Amerikaner am Anfang recht streng gewesen sind. Ohne Pass oder Kennkarte durfte sich niemand auf die Straße wagen, und selbst beim Kirchgang musste man entsprechende Papiere einstecken haben. „Schon beim Weiler haben die Posten gestanden, und man musste seinen Ausweis zeigen“, so einer der Augenzeugen. Trotzdem zogen die Herzogenaauracher scharenweise in die nahen Wälder, um ‚Butzelküh‘ zu sammeln; denn man wusste: „Der nächste Winter kommt bestimmt“, und an Kohlelieferungen für Privathaushalte war zunächst nicht zu denken.

Noch nach Kriegsende gab es Tote zu beklagen

Hatte der Krieg die Stadt weitgehend verschont, so waren doch bei ungezielten Bombenabwürfen über Welkenbach und Hauptendorf Opfer zu beklagen gewesen. Auch im Frühjahr und Sommer 1945 gab es Opfer. Dort, wo am Dohnwald heute die Bebauungsgrenze unmittelbar in der Nähe des Jägerwegs endet, veranstalteten die GIs, die

noch immer in der Firma Weiler untergebracht waren, Schießübungen. Eines Tages spielten und zündelten einige Herzogenaauracher Buben an dieser Stelle. Plötzlich kam es zu einer gewaltigen Detonation. Wahrscheinlich war eine Granate explodiert. Die Buben wurden von den Splintern getroffen. Obwohl die schwer Verletzten sofort zunächst in die Stadtapotheke gebracht, dort notdürftig versorgt und von den Amerikanern in die Erlanger Kliniken gebracht worden waren, kam für zwei von ihnen jede Hilfe zu spät.

Andere Jugendliche profitierten von den US-Besatzern. Als neben der „Herzo Base“, wie das ehemalige Flugplatz-Areal jetzt genannt wurde, ein Golfplatz eröffnet worden war, stellten sie sich als ‚Caddies‘ zur Verfügung, erhielten pro Runde einen halben Dollar und hin wieder auch Essbares oder gar eine Flasche von dem bis dahin ungekannten Erfrischungsgetränk Coca Cola.

Manche Hausfrau wusch für die US-Offiziere Wäsche und bügelte Uniform-Hemden. Man erhielt nicht nur Waschmittel und Seife, sondern auch Essbares, und man brauchte nicht (wie die Dolmetscherin *Liesl Fritz-Christgau*) die wohlschmeckenden Donuts im Büstenhalter aus dem US-Gelände zu schmuggeln. Erwachsene fanden Anstellung auf der Base als Kfz-Mechaniker, in der Bücherei, als Fernschreiber, im Service als Kellner oder als Unterhaltungsmusiker.

Das Flüchtlingsproblem

15,3 Millionen Menschen mussten infolge des Krieges und der anschließenden Ausweisungen im ehemaligen Reichsgebiet unterge-

bracht werden. In Bayern fanden rund zwei Millionen eine neue Bleibe. Schon im Kriegsjahr 1943 hatte Herzogenaaurach Bürger aus dem Reichsgebiet aufnehmen müssen. 1948/49 zählte Herzogenaaurach 5 200 Einwohner. Hinzu kamen 1945 Neubürger. Ihre Zahl stieg bis 1954 auf 2 377 Personen. Landrat *Dr. Fröhlich* brachte dieses Problem auf einen Nenner: „Wir müssen zusammenrücken!“

Schmiedemeister Valentin W. erinnert sich: „In unserem Haus am Hirtengraben lebten bis 1944 sechs Personen.“ Anfangs 1946 war die Zahl der Hausbewohner auf 28 angewachsen. Nicht nur die Räume mussten mit den Flüchtlingen und Heimatvertriebenen geteilt werden, auch das Essen. „Aber“, so erinnert sich der Schmied, „jeder bekam zu Mittag einen Teller Suppe, – auch wenn es nur Sago-Suppe war – und zusätzlich ein Stück Brot dazu.“ Die Neuankömmlinge benötigten praktisch alles, was man im Haushalt braucht, angefangen von Küchengeräten bis hin zum Mobiliar. Man musste mit den Einheimischen Küche und Toilette teilen; die Herzogenaauracher hörten schlesische oder sudetendeutsche Laute, wurden mit anderen Sitten und Gebräuchen konfrontiert und, was für viele Bürger im Stadtgebiet vollkommen ungewohnt war, viele der neu Angekommenen waren protestantisch. All dies wurde in den folgenden Jahren trotz mancher Schwierigkeiten überwunden. Einheimische, Flüchtlinge und Heimatvertriebene kamen einander näher und wuchsen zusammen. Eines darf nicht vergessen werden: Dank des Einsatzes der Einheimischen und der Schaffenskraft der Neubürger wurde ein neues modernes Herzogenaaurach geschaffen, auf das wir alle stolz sein können.

* Vortrag gehalten im April 2005 in Herzogenaaurach.

Die Städte der Andechs-Meranier in Franken¹⁾

von

Günter Dippold

Das hochmittelalterliche Ostfranken als städtefreie Landschaft und seine Märkte

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts scheint das heutige Oberfranken ein städtefreier Raum gewesen zu sein. Gewiß gab es in diesem Raum Vorformen der Stadt, zumal Märkte, doch es fehlten offenbar um 1200 noch Orte, die den Kriterien einer Stadt genügten, wie sie sich in der Folge als konstituierende Kennzeichen herausbildeten.

- Eine Stadt war ein befestigter Platz, rings umgeben von einer Mauer oder wenigstens einem Palisadenzaun. Wir kennen mehrere Orte, für die ihren Herren im 14. Jahrhundert durch den römischen König das Stadtrecht verliehen wurde. Weil dort aber keine geschlossene Ummauerung entstand, galten diese Orte lediglich als Markt. Beispiele hierfür sind Baunach²⁾, Kasendorf und Wonsees.
- Des weiteren zeichneten wirtschaftliche Vorrechte eine Stadt aus, namentlich die Befugnis, Märkte zu halten. Meist waren sie besonders befriedet, ihre Besucher also besonders geschützt. Einer Stadt war immer ein umgebendes Amt zugeordnet, in dem die Bürger der Stadt exklusiv ihre Produkte absetzen konnte, namentlich ihr Bier.
- Drittens unterschied sich die Stadt von anderen Siedlungen dadurch, daß ihre vollberechtigten Einwohner eine rechtlich handlungsfähige Bürgergemeinschaft bildeten. Die *communitas civium* war eine Rechtspersönlichkeit, was dinglich sichtbar in ihrem Siegel wurde. Und die Stadt besaß gegenüber ihrem Herrn ein bestimmtes Ausmaß an Autonomie, so daß die Bürger nur eingeschränkt der Gerichtsbarkeit seiner Beamten unterstanden und oft nicht die Besitzer der eigenen Anwesen Abgaben an den Grundherrn entrichteten, sondern die Bürgerschaft insgesamt.

Wendet man diese drei Kriterien an, so scheint ihnen um 1200 kein Ort des heutigen Oberfranken genügt zu haben. In Bamberg reichen zwar Siedlungsspuren im Sand, auf dem schmalen Schwemmland zwischen Domberg und Regnitz, bis ins frühe 11. Jahrhundert zurück. Als der Sand sich als zu beengt erwies, dehnte sich diese Kaufmannsiedlung, wohl in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, auf die von den beiden Regnitzarmen gebildete Insel aus. Doch befestigt wurden die beiden Marktsiedlungen wohl nicht vor dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts, und erst im späten 13. Jahrhundert erscheint die „*universitas civium*“ als handelnde Körperschaft.³⁾ Auch Forchheim, immerhin schon im Frühmittelalter nicht unbedeutender Pfalzort und seit 1007 im Besitz der Bamberger Kirche, scheint erst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts städtische Eigenschaft erlangt zu haben.

Wenngleich Städte fehlten, gab es doch Märkte. Diese entwickelten sich wohl meist aus geistlichen Zentren. Meeder im Coburger Land, bereits 1125/26 als Markt nachzuweisen, ist ein Beispiel hierfür.⁴⁾ In Staffelstein wurde vor 1130 Markt um die Pfarrkirche gehalten, bis das Domkapitel als Herr der anderen Hälfte des Ortes ein königliches Marktprivileg errang. Die Bindung an Kirchen wird auch in Ebensfeld sichtbar, wo im 15. Jahrhundert der Markt, der dreimal im Jahr gehalten wurde, bezeichnenderweise ‚Kirchtag‘ hieß.⁵⁾ Vielleicht bildeten sich solche ‚Kirchtage‘ als Ableger kirchlicher Veranstaltungen heraus. Wenn zu bestimmten Terminen im Jahr die Pfarrgemeinde und einst zur Pfarrei gehörige, jetzt selbständige Gemeinden sich zum Pfarrsind versammelten, war es naheliegend, daß sich Händler einfanden.

Märkte scheint es im hochmittelalterlichen Oberfranken zuhauf gegeben zu haben. Wenigstens einzelne verfügten wohl auch über Befestigungen. In dem Ort Alt(en)stadt